

Philip Jammermann, Charlotte Salomon
(Ref)Lectures



Psychoanalyse im Widerspruch
38. Jahrgang, Nr. 1, 2026, Seite 27–43
DOI: 10.30820/0941-5378-2026-1-27
Psychosozial-Verlag

Impressum

Psychoanalyse im Widerspruch

ISSN 0941-5378 (print)
ISSN 2699-1543 (digital)
www.psychosozial-verlag.de/piwi
38. Jahrgang, Nr. 75, 2026, Heft 1
<https://doi.org/10.30820/0941-5378-2026-1>

Herausgeber:
Institut für Psychoanalyse und Psychotherapie
Heidelberg-Mannheim (IPP) und Heidelberger
Institut für Tiefenpsychologie (HIT)

Redaktion:
Hans Becker, Helmut Däuker, Anna Frank,
Lily Gramatikov, Anja Guck-Nigrelli, Parfen
Laszig, Sabine Metzger, Konstanze Müller-
Gerlach, Gerhard Schneider

Leitender Redakteur:
Parfen Laszig
redaktion@parfen-laszig.de

Redaktionsadresse:
Institut für Psychoanalyse und Psychotherapie
Heidelberg-Mannheim
Alte Bergheimerstraße 5
D-69115 Heidelberg
Telefon und Telefax: 0 62 21/18 43 45

Manuskripte:
Die Redaktion lädt zur Einsendung von
Manuskripten ein. Mit der Annahme des
Manuskriptes erwirbt der Verlag das aus-
schließliche Verlagsrecht auch für etwaige
spätere Veröffentlichungen.

Verlag:
Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG
Gesetzlich vertreten durch die persönlich
haftende Gesellschaft Wirth GmbH,
Geschäftsführer: Johann Wirth
Walltorstraße 10
D-35390 Gießen
Telefon: 06 41/96 99 78 26
Telefax: 06 41/96 99 78 19
bestellung@psychosozial-verlag.de

Bezug:
Jahresabo: 33,90 Euro (zzgl. Versand)
Einzelheft: 22,90 Euro (zzgl. Versand)
Studierende erhalten 25% Rabatt auf den
Abopreis (gegen Nachweis).

Das Abonnement verlängert sich jeweils um
ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis
acht Wochen vor Beendigung des Bezugszeit-
raums erfolgt.

Bestellungen von Abonnements bitte an den
Verlag, bestellung@psychosozial-verlag.de,
Einzelbestellung beim Verlag oder über den
Buchhandel.

Anzeigen:
anzeigen@psychosozial-verlag.de
Es gelten die Preise der aktuellen Mediada-
ten. Sie finden sie im Downloadbereich auf
www.psychosozial-verlag.de.

Erscheinungsweise: Halbjährlich

Copyright:
© 2026 Psychosozial-Verlag GmbH & Co.
KG, Gießen
Nachdruck – auch auszugsweise – mit Quel-
lenangabe nur nach Rücksprache mit den
Herausgebern und dem Verlag. Alle Rechte,
auch die der Übersetzung, vorbehalten. Wir
behalten uns auch eine Nutzung des Wer-
kes für Text und Data Mining im Sinne von
§44b UrhG vor.

Satz:
metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin
www.me-ti.de

Druck und Bindung:
Druckhaus Bechstein GmbH
Willy-Bechstein-Straße 4, 35576 Wetzlar,
Deutschland

(Ref)Lectures

Starke Reflexivität in der psychoanalytischen Hochschullehre

Philip Jammermann & Charlotte Salomon

Psychoanalyse im Widerspruch, Nr. 75, 38 (1) 2026, 27–43
<https://doi.org/10.30820/0941-5378-2026-1-27>
www.psychosozial-verlag.de/piwi
CC BY-NC-ND 4.0



Open Access

Zusammenfassung: Im Beitrag untersuchen wir Möglichkeiten und Aufgaben psychoanalytischer Hochschullehre am Beispiel der Internationalen Psychoanalytischen Universität (IPU) Berlin. Dabei argumentieren wir, universitäre Psychoanalyse solle vor allem eine spezifische Forschungs- und Erkenntnishaltung vermitteln. Als zentrales Paradigma schlagen wir dafür *Starke Reflexivität* vor, ein Konzept aus der qualitativen Sozialforschung, das Subjektivität und Emotionen als epistemische Ressourcen nutzt. Starke Reflexivität überschreitet bloße Standpunktreflexion: Sie macht eigene Gefühle, Verstrickungen und Gegenübertragungsfänomene produktiv für den Erkenntnisprozess. Für psychoanalytische Lehre bedeutet dies, dass Studierende lernen, sich selbst als Untersuchungsinstrument zu begreifen, um sich Psychodynamisches über eigenes Empfinden zugänglich zu machen. Letztlich plädieren wir dafür, starke Reflexivität nicht nur als Forschungsmethode und umfassende Haltung in psychoanalytischer Hochschullehre, sondern auch in der klinischen Praxis zu etablieren, um normativen Fallen zu entgehen.

Schlüsselwörter: Starke Reflexivität, Psychoanalytische Hochschullehre, Gegenübertragung, Standpunkt-Epistemologie, Qualitative Forschung

Es ist ziemlich genau 100 Jahre her, dass Sigmund Freud in seinem Text *Die Frage der Laienanalyse* den für ihn »noch phantastisch klingen[den]« (Freud, 1926e, S. 281) Gedanken an »eine psychoanalytische Hochschule« (ebd.) verschriftlicht hat. Es sind nicht sehr viele Zeilen, in denen Freud diesen Traum weiter konkretisiert, aber an ein paar Gedanken zu den curricularen Inhalten, die ihm vorschwebten, lässt er den Unparteiischen teilhaben, mit dem er das seine Schrift strukturierende fiktive Gespräch führt. Neben biologischen und medizinischen Fächern schlägt Freud geisteswissenschaftliche Disziplinen wie »Kulturgeschichte, Mythologie, Religionspsychologie und

Literaturwissenschaft« (ebd.) vor; eine profunde Bildung in diesen Bereichen ermögliche zukünftigen Analytiker*innen erst, den zu analysierenden Inhalten nicht »verständnislos gegenüber« (ebd.) zu stehen. Im ein Jahr später verfassten Nachwort fügte Freud noch den seinerzeit »bequem« (Freud, 1927a, S. 289) hervorzubringenden Einwand an, »solche analytische[n] Hochschulen gebe es nicht, das sei eine Idealforderung« (ebd.).

Den wohl bisher erfolgreichsten Versuch diese Idealforderung Realität werden zu lassen, haben 2009 Jürgen Körner und Christa Rohde-Dachser mit der Gründung der Internationalen Psychoanalytischen Universität (IPU)¹ in Berlin unternommen. Freud dürfte sich die Gründung einer solchen Universität vermutlich eher als einen Höhepunkt der Verbreitung und Verankerung der Psychoanalyse vorgestellt haben, wohingegen die Gründung der IPU aus dem genauen Gegenteil motiviert gewesen ist. Sie stellte vor allem eine Reaktion auf den immer weiter voranschreitenden Bedeutungsverlust der Psychoanalyse an staatlichen Institutionen dar, genauer gesagt – wie Lilli Gast (2018) es in ihrer Neubetrachtung von Freuds Utopie für das *International Forum of Psychoanalysis* festhielt – auf den »removal of psychoanalysis from German state universities due to the prevailing focus on nomothetic and behavioral approaches in the humanities, including departments of psychology« (S. 35). Auch Martin Teising (2017) konstatiert – zum damaligen Zeitpunkt Präsident der IPU – rückblickend, wie »die Psychoanalyse mit ihrem gesellschafts- und kulturkritischen Potenzial aus den Universitäten verdrängt« (S. 162) worden sei. »Wo«, wird die Gründerin Rohde-Dachser 2012 in einem Artikel der *taz* zu ihren Motiven zitiert, »soll der Nachwuchs an psychoanalytischen Professoren und Forschern da herkommen?« (Rohde-Dachser, zit. n. Heim, 2012).

Neben Bachelor- und Masterstudiengängen in Psychologie und Psychotherapie können heute an der in Berlin-Moabit gelegenen gemeinnützigen Privatuniversität auch Masterstudiengänge in *Interdisziplinärer Psychosentherapie* oder *Clinical Psychology* (in englischer Unterrichtssprache) belegt werden. Die insbesondere durch den Gründungspräsidenten Körner vertretenen pädagogischen Studiengänge konnten nicht dauerhaft in einem Umfang Studierendenzahlen vorweisen, um wirtschaftlich ausreichend tragfähig zu sein. Hinzugekommen ist hingegen das Fach Kulturwissenschaft – inzwischen mit Kulturpsychologie verbunden – sowie ein ganzer Bereich rund um organisationale und transformative Fragen, etwa zu psychodynamisch fundierter Organisationsentwicklung oder der Sozialpsychologie der Transformation. Heute wie damals finanziert die IPU sich zu einem großen Teil aus den Studiengebühren der Studierenden und wird darüber hinaus von der zu diesem Zweck von Rohde-Dachser ins Leben gerufenen *Stiftung zur Förderung der Universitären Psychoanalyse* bezuschusst.

Wir, die Autor*innen dieses Beitrages, sind aktuell Studierende an der IPU Berlin, die sich auf ihrer Webseite – vermutlich zu Recht – als »weltweit einzige psychoanalytische Universität« beschreibt. Charlotte Salomon hat zuvor einen Bachelorstudiengang in *Soziologie* an der Universität Potsdam absolviert und studiert gerade den B.Sc. *Psychologie* an der IPU mit dem Ziel, anschließend den konsekutiven Master *Klinische Psychologie und Psychotherapie* (KliPP) aufzunehmen. Philip Jammermann hat den B.Sc. *Psychologie* an der IPU bereits abgeschlossen und studiert dort nun den Vollzeit-Master *Psychoanalytische Kulturwissenschaft und Kulturpsychologie*. Wir beide sind und waren in der akademischen Selbstverwaltung – u. a. im Studierendenrat bzw. dem akademischen Senat – der IPU engagiert und als studentische Mitarbeitende an verschiedenen Professuren, in mehreren Forschungsprojekten sowie in der IPU-Bibliothek tätig. Diese für einen Artikel etwas ungewöhnlich detailreiche Vorstellung von uns Autor*innen soll vor allem eines ausweisen: Wenn wir die IPU als psychoanalytische Bildungseinrichtung betrachten, dann wissen wir, wovon wir sprechen.

Die IPU nämlich soll uns im Folgenden ein wenig als Anschauungsgegenstand sowie vor allem Erfahrungshintergrund dienen, um einen Beitrag zum Stand des Lernens und Lehrens der Psychoanalyse als *akademische Disziplin* zu leisten. Akademische Psychoanalyse, wie wir sie verstehen, ist dabei weder aktuell noch historisch geeignet oder angetreten, um Studierende zu klinischen Psychoanalytiker*innen auszubilden. Abermals bereits bei Freud findet sich, im – noch vor der *Laienanalyse* verfassten und im Originaltext erst 2007 im Nachlass von Max Eitingon wiederentdeckten² – Memorandum *Soll die Psychoanalyse an der Universität gelehrt werden?*, eben diese präzisierende Einschränkung; Studierende würden durch psychoanalytische Hochschullehre »nie ordentlich Psychoanalyse lernen können [...], wenn man die praktische³ Ausübung der Psychoanalyse meint« (Freud, 1919, zit. n. Schröter 2009, S. 605).

Was die Befähigung zur praktischen Ausübung von Psychotherapie durch universitäre Ausbildung anbetrifft, führt hingegen – Therapieschulen übergreifend – das im Jahr 2020 in Kraft getretene *Gesetz zur Reform der Psychotherapeut*innenausbildung* (BMJ, 2019) zu einer anderen und aus unserer Sicht durchaus bedenklichen Regelung. Dem Gesetz zufolge sind Studierende nunmehr nach einem fünfjährigen Studium zur staatlichen psychotherapeutischen Prüfung zugelassen und mit deren Bestehen bereits berechtigt, sich als Psychotherapeut*in zu bezeichnen. Damit ist die sogenannte Heilkunde bereits bescheinigt, die Fachkunde wird erst in einer fünfjährigen Weiterbildung erlangt. Diese an die Ausbildung von medizinischen Kliniker*innen angelehnte Formulierung stellt zumindest begrifflich

eine ganz eigene Paradoxie dieser – wenig an den praktischen Erfordernissen und tatsächlichen Realitäten ihres Regelungsgehalts orientierten – unausgegorenen legislativen Verschlimmbesserung dar. Mit der Reform ist eine angemessene Vergütung der Therapeut*innen für die Dauer der Weiterbildung vorgesehen, die als gutgemeinter und auch durchaus notwendiger Versuch gelten kann, die Prekarisierung der Aus- bzw. nun Weiterbildung zu vermindern. Einerseits stehen jedoch die genauen Regelungen zur Zahlung dieser Vergütung im Rahmen der bisherigen Landschaft nicht-profitorientierter Ausbildungsinstitute bis heute⁴ aus und lassen gleichzeitig den Einstieg großer Unternehmen in den psychotherapeutischen Gesundheitssektor befürchten (ver.di, 2024). Andererseits hat die damit einhergehende Veränderung der Lehrinhalte im Sinne einer curricularen Standardisierung auch bedenkliche Folgen für psychoanalytische Lehre in den Fächern Psychologie und Psychotherapie. Obwohl das Gesetz ausdrücklich eine Verfahrensoffenheit in der psychotherapeutischen Hochschullehre proklamiert, sieht die Umsetzung der Direktausbildung an den Universitäten, wie Marianne Leuzinger-Bohleber (2017) in weiten Teilen unerfreulich zutreffend prophezeit hat, kaum dezidiert Kapazitäten für die »anspruchsvollen, aber [...] existenziell wichtigen wissenschaftstheoretischen Diskurse« (S. 88) vor, aus denen die Psychoanalyse ihre »eigentliche Substanz und ihren innovativen Charakter« (ebd.) bezieht. In den letzten fünf Jahren seit der Reform war zumindest in absoluten Zahlen keine starke Zunahme von psychodynamisch orientierten Professuren an staatlichen Universitäten zu verzeichnen. Die Situation der universitären Psychoanalyse ist also nicht wirklich besser als vor Gründung der IPU; sie geht keineswegs in signifikant gestärkter Position aus dem bisherigen Reformprozess hervor, während zumindest für das klinische Psychologie- und Psychotherapiestudium auch an der IPU das Korsett eines zunehmend ausschließlich medizinischen Krankheitsbildern verpflichteten Curriculums enger wird.

Was aber eine psychoanalytische Hochschullehre im 21. Jahrhundert dennoch – und vielleicht gerade deshalb – wollen kann, und was »über die Analyse und aus ihr lernen« (Freud, 1919, zit. n. Schröter, 2009, S. 605) heute trotz all der Widrigkeiten heißen kann, versuchen wir im Folgenden zu umreißen. Dabei nehmen wir die klinischen wie nicht-klinischen Vermittlungszwecke der Psychoanalyse gleichermaßen in den Blick. Anschließend möchten wir mit der *Starken Reflexivität* ein Paradigma vorstellen, in dem sich nicht nur die unterschiedlichen Anwendungsfelder universitärer Psychoanalyse treffen, sondern das sich unserer Ansicht nach auch hervorragend eignet, um deren akademische Inhalte zu lehren und vor allem – denn da kennen wir uns vornehmlich aus – zu lernen. Schließlich argumentieren

wir in diesem Beitrag, dass das Einnehmen einer stark reflexiven Haltung als vordringlicher zeitgemäßer Bildungsauftrag einer psychoanalytischen Universität gelten kann, nicht nur, aber auch, um ihren theoretischen Gegenstand und dessen Anwender*innen vor einer Verknöcherung zu bewahren.

Geh' aus mein Herz und suche Freud: Was will die universitäre Psychoanalyse?

In seinem Idealbild einer psychoanalytischen Universität, wir haben schon darauf hingewiesen, hat Freud einen Ort entworfen, an dem klinische Erkenntnisse um geistes- bzw. kulturwissenschaftliche Perspektiven bereichert werden. Beide Wissensbereiche spiegeln sich heute, wenn auch mit unterschiedlichen Akzentuierungen in den drei Schwerpunkten der Lehre und Forschung an der IPU wider: Fragen der klinischen Psychologie und der Psychotherapieprozesse, solche nach sozial- und kulturwissenschaftlichen Konzepten, sowie letztlich welche zu gesellschaftlichen und organisationalen Transformationen. Dabei bilden psychoanalytische Einsichten in vielerlei Hinsicht die begriffliche Grundlage, von der aus (weiter-)gedacht und geforscht wird. Unbewusstes, Übertragung und Gegenübertragung, die Bedeutung von Settings und Szenen finden sich in allen Fachbereichen wieder, sodass die Psychoanalyse hier ganz im Sinne Freuds (1926e) als ein »Fundament« (S. 289) nicht nur der Psychologie im engen respektive klinisch-therapeutischen Sinne gelten kann. Hinsichtlich dieser Einsichten und Terminologien sind wir als Studierende einer psychoanalytischen Universität gewohnt, von A wie Abwehr bis Z wie Zielgehemmtheit kritisch befragt zu werden; von Freund*innen, Verwandten und oft genug auch von uns selbst. Jedenfalls für uns, die wir diesen Artikel schreiben, hat sich nahezu sämtliches Wissen, das wir heute zur Psychoanalyse, ihrer Geschichte und ihren Grundlagen vorweisen können, nämlich im Verlaufe des Studiums an der IPU überhaupt erst eingestellt. Eine ganze Reihe von Kommiliton*innen bringen hingegen schon beachtliches Wissen über die Psychoanalyse in das erste Bachelorsemester mit. Sowohl bereits kundigen als auch völligen Neulingen bemüht sich die IPU also psychoanalytische Kenntnisse und Einsichten substanziell näherzubringen, für diese zu begeistern und so dazu beizutragen, sie zu bewahren und weiterzuentwickeln.

Zum einen ist es damit – frei nach Wittgenstein (2019 [1918]) – Wissen im Sinne von Worten und Konzepten, das die Grenzen unserer Welt ein wenig erweitert. Es klingt banal, aber um einen Vorgang wie die Übertragung beobachten zu können, ist es sehr hilfreich, ein Wort dafür zu haben.

Neben diesem Wissen, das sich auch im stillen Kämmerlein aus Büchern oder anderen Datenträgern angeeignet werden kann (und wird), scheinen uns zum anderen zwei weitere Aspekte wesentlich für das, was universitäre Psychoanalyse sich zum Vermittlungsziel setzen kann. Erstens eine spezifische Tiefe des Verständnis- und Erkenntnisinteresses; dieses drückt sich darin aus, das vermeintlich Offensichtliche zu hinterfragen, statt sich mit den schnell ins Kausale neigenden Gesetzmäßigkeiten von Oberflächenphänomenen zu begnügen. Plastisch wird dies etwa in Freuds (1905d) Befragung des Phänomens der weitverbreiteten Heterosexualität als »ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlichkeit« (S. 44). Hinzugekommen scheint uns inzwischen ein Fokus auf das Prozesshafte, das etwa in Ken Corbetts (1997) – im Anschluss an Freud lesbare – Feststellung zum Ausdruck kommt, es sei nicht etwa zu fragen »*why* someone is homosexual, but rather, *how* someone is homosexual« (S. 499, Hervorh. i. Orig.), ein Gedanke den bspw. Alessandra Lemma (2018) auch auf die Frage der Geschlechtsgenese überträgt. Zweitens legt universitäre Psychoanalyse den Menschen als Untersuchungswerkzeug nahe und sich weitgehend auf diesen fest. Es mag damit zu tun haben, dass verdrängte Bewusstseinsinhalte regelmäßig unangenehm, anstößig, verpönt oder ähnliches sind, dass sie nicht mittels Fragebögen, vollstrukturierten Interviews oder (quasi-)experimentellen Versuchsaufbauten ergründet werden können. Freud (1912e) hat klinische Praktiker*innen angewiesen, »sich auf den Analysierten ein[zu]stellen wie der Receiver des Telephons zum Teller eingestellt ist« (S. 381). Und bei Otto Fenichel (2001 [1936]) lesen wir: Das »Instrument [der psychoanalytischen Technik] bleibt das Unbewusste des Analytikers« (S. 35), also letztlich der*die Analytiker*in selbst. Freud und Fenichel hatten damit vor allem das klinische Arbeiten im Blick. Durch Alfred Lorenzer (1986) fand dieses Prinzip jedoch prominent Eingang in die Kulturanalyse, durch etwa Wilfred R. Bion (2001 [1961]) in die Organisationsberatung. Die entsprechenden Adaptionen beider schlagen sich heute auch in den jeweiligen – oben bereits angeführten – Schwerpunkten der IPU nieder. Fragen nach dem Tieferliegenden und dem ›Wie?‹ der (psychischen) Prozesse im einzelnen Subjekt oder – getragen von der kulturpsychologisch zugespitzten Einsicht, dass »Kultur und Psyche sich gegenseitig konstituieren« (Chakkarath, 2011, S. 80) – in Kollektiven, scheint der Mensch nicht durch andere Untersuchungsinstrumente ersetzbar.

Zusammen kommen die beiden ausgeführten Aspekte im Begriff des Dynamischen, der für Therapie- und Denkschulen, die sich mit dem Unbewussten oder seinen Abkömmlingen befassen, wohl nicht grundlos zu einer Art Überbegriff avanciert ist. Der physikalische Hintergrund des Ausdrucks

deutet auf Bewegung hin, die von Kräften erzeugt wird, der allgemeine Sprachgebrauch auf eine Bewegung im Inneren von etwas. Er verweist damit auf das Prozesshafte ebenso wie auf die Tiefe, in der dann das dort hin Verfrachtete gegen- wie aufeinander wirkt. Das Innere kann weiterhin nicht nur intra- sondern auch – und so ist der Begriff alltagspsychologisch gebräuchlich – interpsychisch gefasst werden, womit noch einmal deutlich wird, warum die oben bereits zitierten menschlichen Receiver sich so gut als Untersuchungsinstrumente eignen.

Wie kann aber ein Lernen und Forschen an und mit dem Dynamischen an einer psychoanalytischen Universität gelingen? Auch ein psychoanalytisch ausgerichtetes Hochschulstudium kann – wir haben es bereits anklingen lassen – keineswegs versuchen, eine psychoanalytische Lehranalyse vorwegzunehmen. Dennoch kann und sollte eine bestimmte *Haltung* gegenüber den zu betrachtenden Gegenständen angeregt und befördert werden. Solch eine Haltung auszubilden und zu hegen kann und sollte, argumentieren wir, zentrales Anliegen und Aufgabe einer psychoanalytischen Universität im Besonderen sein.⁵ Wiederfinden lässt sie sich, wie wir im Folgenden zeigen möchten, im aus der qualitativen Sozialforschung stammenden Paradigma der starken Reflexivität (Kühner et al., 2016; Ploder et al., 2024).

Seismograf des Dynamischen: Starke Reflexivität

Es kann, wie Lilli Gast (2018) schreibt, erklärtermaßen als ein institutionelles Bestreben der IPU gelten, eine »(self) reflective attitude in research and teaching« (S. 35) zu befördern. Reflexivität hat spätestens seit Pierre Bourdieu und Loï J.D. Wacquants (2006 [1987]) Entwurf einer *Reflexiven Soziologie* rasant an Einfluss in den Human- und Sozialwissenschaften gewonnen und ist dort heute ein »weithin benutzter Begriff« (Hark, 2009, S. 203). Der spezifische – nämlich starke – Reflexionsbegriff, auf den wir hier im Besonderen abstellen, geht über die aktuell gängigen Praxen allerdings wesentlich hinaus. Genealogisch begründet er sich zunächst in Sandra Hardings (1993) Ausarbeitung einer *starken Objektivität*. In ihrem Beitrag zur Neuausrichtung der von ihr zentral mitbegründeten feministisch geprägten Standpunkt-Epistemologie beklagt Harding die in ihren Augen zu schwache Operationalisierung von Objektivität und plädiert dafür, eigene Situietheit zur wissenschaftlichen Ressource zu machen. Dabei unterstreicht sie die Notwendigkeit, den Losgehpunkt jeder wissenschaftlichen Unternehmung als Standpunkt des forschenden Subjekts ernst zu nehmen und betont hierfür das Potenzial einer »strong reflexivity« (S. 71) als »resource for objectivity«

(ebd.). Angela Kühner, Andrea Ploder und Phil Langer (2016) greifen den Begriff auf und scheiden von der »*epistemically strong reflexivity*« (S. 700, Hervorh. i. Orig.) – sie dadurch schärfend und präzisierend – eine »*epistemically weak reflexivity*« (ebd., Hervorh. i. Orig.). Epistemisch schwache Reflexivität benennt demnach die Perspektive und die Positionalität der Forscher*in, um beide Einflüsse bestmöglich zu kontrollieren und damit zu minimieren: Reflexion findet statt, aber das Reflektierte bzw. das Subjektive wird epistemisch nur schwach genutzt. Mit einer auch epistemisch starken Reflexivität hingegen würden »[s]ympathies, prejudices, fears, emotional, mental, and physical reactions of the researcher [...] not conceived of as inescapable problems, but as a highly valuable epistemic resource« (ebd.). Hardings Ansatz wird so in das Innere des forschenden Subjekts hinein erweitert, subjektive Impulse können als analytisch fruchtbare Zugänge in die Erkenntnisgewinnung integriert werden. Nicht nur der eigene Standpunkt, führen die Autor*innen in einer Weiterführung ihres Beitrags an anderer Stelle aus, sondern auch »Verwicklungen und Verstrickungen in das und mit dem Feld« (Ploder et al., 2024, S. 545) werden damit produktiv gemacht. Vor allem aber betonen sie in der Fortführung mit dem charmanten wie programmatischen Titel *Es ist professionell Gefühle zu haben* eine Praxis, die vorsieht »eigene Gefühle im wissenschaftlichen Arbeiten wert[zu]schätzen« (S. 543) und epistemisch nutzbar zu machen, gerade an Stellen, an denen das sonstige Repertoire der Sozialforschung an Grenzen stößt.

Psychoanalytisch Informierten kommt angesichts des soeben Beschriebenen höchstwahrscheinlich unwillkürlich die Gegenübertragung in den Sinn, die eine ähnliche Entwicklung durchlaufen und damit vorgezeichnet hat. Freud (1910d) sah es zunächst noch als Ziel an, die »Gegenübertragung in sich erkennen und bewältigen« (S. 108) zu können. Diese Formulierung trug zur Etablierung einer in der psychoanalytischen Community »weitverbreiteten Überzeugung [bei], dass die Gegenübertragung nichts als eine Quelle von Schwierigkeiten sei« (Heimann, 2016 [1949/1950], S. 111). Derart generelle Absagen an die Brauchbarkeit von Gegenübertragungen werden heutzutage kaum noch vertreten, im Gegenteil: Die Vorteile ihrer Konzeptualisierung und Nutzbarmachungen finden sogar Berücksichtigung in kognitiv-behavioristischen Kreisen (vgl. Prasko et al., 2022). Nicht allein, aber maßgeblich hat die gerade schon zitierte Paula Heimann (2016 [1949/1950]) zu solch einer produktiveren Sicht auf das Phänomen beigetragen. Sie verstand »erkennen und bewältigen« bei Freud als eine Aufforderung an Psychoanalytiker*innen dazu, ihre jeweilige »emotionale Reaktion als einen Schlüssel zum Unbewussten des Patienten [zu] benutzen« (S. 116). Gegenübertragung umfasst bei ihr das Spektrum »sämtlicher Gefühle, die der Analytiker ge-

genüber seinem Patienten empfindet« (S. 112). Gefühle werden damit »in der analytischen Situation eines der wichtigsten Instrumente« (ebd.). Durchaus auch mit Bezug zum Setting der klinischen Psychoanalyse, aber auch dezidiert darüber hinaus reichend, hält einige Jahre später der Psychoanalytiker und Anthropologe George Devereux (1984 [1967]) fest, es sei »das entscheidende Datum *jeglicher* Verhaltenswissenschaft eher die *Gegenübertragung*[,] denn die Übertragung« (Devereux, 1984 [1967], S. 17; erste Hervorh. d. A., zweite Hervorh. i. Orig.).

Gewissermaßen analog zum Zusammentreffen von qualitativer Sozialforschung und klinischer Psychoanalyse in der Person und dem Wirken Devereux' treffen sich in der starken Reflexivität also eine feministische Standpunkt-Epistemologie und ein produktiver Gegenübertragungsbegriff. Letzterer hat, das mag nun nicht weiter verwundern, über Devereux' methodenkritisches Werk *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* auch einen dezidierten genealogischen Eingang in die Konzeptualisierung der starken Reflexivität bei Kühner et al. (2016) gefunden. Devereux (1984 [1967]) argumentiert darin, man müsse »sich die aller Beobachtung inhärente Subjektivität als den Königsweg zu einer eher authentischen als fiktiven Objektivität dienstbar machen« (S. 18), was sich, so Kühner (2011), »als Forderung nach radikaler Subjektivität verstehen« (S. 112) lässt.

Eine erneute Parallele mit Heimann (2016 [1949/1950]) zeigt sich in ihrer Betonung, dass es sich bei klinischer Psychoanalyse »um eine *Beziehung* zwischen zwei Personen handelt« (S. 112, Hervorh. i. Orig.), die sich nicht dadurch von anderen Beziehungen unterscheidet, dass eine der beteiligten Personen nichts fühlt, sondern durch die »Intensität der erlebten Gefühle und de[n] Gebrauch, der von ihnen gemacht wird« (S. 113). Die Rolle von (Forschungs-)Beziehungen betonen auch Ploder et al. (2024) als den »Dreh- und Angelpunkt, die *conditio sine qua non*« (S. 553, Hervorh. i. Orig.) von dem, was sie starke Reflexivität nennen. Heutzutage also, können wir bis hierher resümieren, gehört es – infolge von Interventionen wie der Sandra Hardings und anderer feministischer Stimmen – gerade in der qualitativen Forschung durchaus zum guten Ton, den eigenen Standpunkt zu reflektieren, was sogar »zunehmend als Qualitätskriterium behandelt und im Sinne eines Standards eingefordert« (Kühner, 2018, S. 99) wird. Mit Blick auf Subjektivität und Gefühle, die nicht selbst Gegenstand der Betrachtung sind, sondern epistemisch stark reflektiert werden, wie es Kühner et al. (2016) bzw. Ploder et al. (2024) vorschlagen, sieht es jedoch schlechter aus. Beide – Subjektivität und Gefühle – gelten weithin »nach wie vor als das *Andere* der wissenschaftlichen Vernunft« (S. 542, Hervorh. i. Orig.). Dabei sind es gerade diese, die es ermöglichen »Lebenswelten und Dimensionen des so-

zialen Lebens zu untersuchen, die sonst schwer zugänglich sind« (S. 547): Das psychisch Dynamische, also Inneres, Unbewusstes, Zwischen- und Allzumenschliches, sowie die dabei und damit jeweils beschrittenen Wege und einhergehenden Spannungen.

(Ref)Lectures: Stark reflexive Haltung in und dank psychoanalytischer Hochschullehre

Psychoanalyse und starke Reflexivität weisen also inhaltlich wie genealogisch eine Nähe zueinander auf. Starke Reflexivität ist unserer Ansicht nach gleichzeitig ein Schlüssel, um im akademischen Kontext über bloße Fakten hinausgehendes psychoanalytisches Wissen begreifbar zu machen und seine Vermittlung dabei davor zu bewahren, sich als eine vorgegriffene psychoanalytische Selbsterfahrung misszuverstehen.

Bei Kühner et al. (2016) ist starke Reflexivität zunächst noch vornehmlich als Forschungsparadigma konzeptualisiert. Dies spiegelt sich auch in den weiteren Artikeln des von den drei Autor*innen des Beitrags herausgegebenen Special Issue *European Contributions to Strong Reflexivity* wider, die sich um empirische Erkenntnisgewinnung und Möglichkeiten ihrer Darstellung drehen. In der gemeinsamen Fortführung werfen Ploder, Kühner und Langer (2024) dann zusätzlich Fragen danach auf, »was starke Reflexivität eigentlich für die akademische Lehre bedeutet« (S. 556) bzw. »ob es *stark reflexive Lehre* geben kann« (ebd., Hervorh. i. Orig.). Ines Gottschalk und Christoph Stamann (2023) haben darauf bereits eine erste Antwort gefunden: Sie betrachten »Lehre und Vermittlung qualitativer Forschungsmethoden mit dem Fokus auf Emotionen und eben dieser starken Reflexivität« (S. 68) und werben für ein breiteres Angebot an qualitativen Lehrforschungsprojekten; eine »im Rahmen eines Psychologiestudiums bisher wenig umgesetzt[e]« (S. 73) Unterrichtsform. Dem Appell einer Stärkung solcher Veranstaltungsformate können wir uns vorbehaltlos anschließen, wollen aber vor allem auf zwei weitere Aspekte hinaus.

Zunächst halten wir den über die Vermittlung qualitativer Forschungsfähigkeiten hinausgehenden von Nicole Weydmann und abermals Andrea Ploder unterbreiteten – bei ihnen nicht an Psychologie oder gar Psychoanalyse als Studienfach gebundenen – Vorschlag »Strategien der starken Reflexivität [...] für die Gestaltung der Hochschullehre zu nutzen« (Weydmann & Ploder, im Erscheinen, 1.1, letzter Abs.⁶) für äußerst naheliegend, wenn man eine Universität nicht als Ort des Abfüllens von Wissen begreift, »sondern als Interaktionsraum« (1.3, 4. Abs.). In diesem vermitteln, wie Kühner et al.

(2024) schon festgehalten haben, »Lehrende immer auch Wissen über sich selbst [...] – ob sie wollen oder nicht« (S. 557) nicht zuletzt, weil sie »nie nur ein kognitives, sondern immer auch ein emotionales Verhältnis zu den Lehrinhalten haben« (ebd.). So gesehen ist dann »Positionalität von Lehrenden und Studierenden [...] nicht als Problem, sondern als didaktische Ressource« (Weydmann & Ploder, im Druck, 1.6, Abschn. 2, Abs. 3) zu verstehen.

Vor allem aber, und hier sehen wir mit Blick auf die akademische Vermittlung des Dynamischen den psychoanalytischen Hasen im stark-reflexiven Pfeffer, plädieren wir dafür, die »Forschungshaltung einer starken Reflexivität« (Ploder et al. 2024, S. 534) auch über Fragen der Empirie und »[ü]ber den reinen Kompetenzerwerb hinaus [...] in eine qualitative Haltung und Weltsicht« (Gottschalk & Stamann, 2023, S. 68) zu verwandeln. Den Begriff der Haltung aufgreifend und ihn – wie wir denken, ohne ihn zu überdehnen – etwas weiterfassend, nehmen wir etwas Abstand zu der von Gottschalk und Stamann (2023) vorgeschlagenen Vokabel der »Einsozialisation« (S. 68) ein. Mit Sabine Hark und Paula-Irene Villa (2018)⁷ verstehen wir eine Haltung eher als etwas, das »eingenommen[,] [...] bedacht und erprobt werden« kann (S. 121). »Für eine Haltung kann ich mich entscheiden, um dann so oder anders zu handeln« (ebd.), womit sie zur Verantwortungsübernahme verpflichtete, insbesondere auch zur Aufmerksamkeit hinsichtlich dem, »was wir entscheiden, auszublenden. Es heißt, das Bekannte zu verlernen – es zumindest infrage zu stellen und stellen zu lassen – und die Dinge aus anderen Perspektiven betrachten« (S. 121f.).

Eine *stark reflexive Haltung* bei ihren Studierenden zu befördern, sehen wir also einerseits als ein Ziel akademischer Psychoanalyse. Sie tut dies – jedenfalls an der IPU Berlin – etwa, indem sie das begriffliche Instrumentarium zur Verfügung stellt und im Rahmen von Heranführung an und Einbindung in (vor allem) qualitative Forschungsprojekte. Andererseits scheint uns eine stark reflexive Haltung auch als eine Gelingensbedingung des Lernprozesses an einer psychoanalytischen Universität gelten zu können. An den – jedenfalls im deutschsprachigen Raum Europas – weit überwiegend kognitiv-behavioristisch ausgerichteten psychologischen Fakultäten und Arbeitsbereichen trifft eine »quantitative Monokultur« (Mey & Mruck, 2020, S. 13) auf den »wissenschaftstheoretisch inadäquate[n], irreführende[n] Begriffsgebrauch« (Groeben, 2006, Abs. 16) der Rede von »statistischen Auswertungsmethoden« (ebd., Hervorh. d. A.), woraus eine vorherrschende *Psychologie der Normalität* resultiert, die Rolf Haubl im Gespräch mit Alina Brehm (2018) zu der Zuspitzung veranlasst hat, wer gängige akademische Psychologie betreibe, würde »mit realen Menschen nichts zu tun haben« (S. 269) wollen. In der akademischen Psychoanalyse hingegen funk-

tioniert es genau andersherum: Dort hat, wie Freud (1933a) schrieb, »[d]ie Pathologie [...] uns ja immer den Dienst geleistet, durch Isolierung und Übertreibung Verhältnisse kenntlich zu machen, die in der Normalität verdeckt geblieben wären« (S. 129). Statt das Abweichende aus der Normalität heraus zu identifizieren, wird vom Speziellen auf das Allgemeine geschlossen, worin sich der in der akademischen Psychoanalyse bestehende Hang zum Einzelfall und dessen Geschichte begründet. Damit aber steht ein die Psychoanalyse studierender Mensch statt Zahlen und Statistiken bzw. einer – in den Worten Devereux' (1984 [1967] – zum Zweck der Angstabwehr betriebenen, »von der Gegenübertragung inspirierten Pseudomethodologie« (S. 18), Material gegenüber – und das ist unserer Meinung nach das Entscheidende – »das letzten Endes er selber ist« (S. 28). Im Wissen darum, dass die Grenzen »zwischen nervöser Norm und Abnormität [...] fließende, und daß wir alle ein wenig nervös« (Freud, 1901b, S. 309) sind, ist man in der Auseinandersetzung mit einer Fallgeschichte so viel näher am Gegenstand, dass es zu einer »angsterregenden Überschneidung von Subjekt und Objekt« (Devereux, 1984 [1967], S. 17) kommt. Folglich, resümieren wir noch einmal mit Weydmann und Ploder (im Druck), »bedeutet stark reflexive Lehre für Lehrende wie Studierende, sich im Kontext der Lehre verwundbar zu machen« (1.6, 3. Abschn., 5. Abs.), wodurch der Gegenstand auch über das eigene Empfinden begreifbar wird.

Ausblick: Strong Reflexivity Coming Home

Wir haben in unserem Beitrag zum Lehren und Lernen von Psychoanalyse das aus der qualitativen Sozialforschung stammende Konzept der starken Reflexivität als Antwort darauf vorgeschlagen, was heutzutage eigentlich Kern und Aufgabe *universitärer* Psychoanalyse sein kann. Indem starke Reflexivität Subjektivität und Emotionen epistemisch nutzbar macht, ist sie eine »erkenntnisproduktive Reflexivität« (Kühner, 2018, S. 102). Obwohl, wie wir nachgezeichnet haben, sich dezidiert psychoanalytische und insbesondere Gegenübertragungskonzeptionen genealogisch in sie eingeschrieben haben, ist sie keine »Selbsterfahrung light«, sondern eignet sich eben gerade für die akademische Lehre von Psychoanalyse, sofern sie dieser nicht überhaupt erst zum Gelingen gereicht.

Hinzufügen möchten wir noch, dass unserer Ansicht nach auch andersherum die Psychoanalyse als solche – womit wir dezidiert auch die klinische Praxis mitadressieren – sich von der starken Reflexivität eine Scheibe insbesondere der Standpunktepistemologie abschneiden könnte. Gerade in

psychoanalytischen Behandlungssettings besteht für Psychotherapeut*innen eine nicht zu leugnende Gefahr, Normativitäten zu erliegen. Dies geschieht insbesondere da, wo es an die Grenzen dessen geht, was in einem ganz spezifischen Rahmen bleibt – namentlich dem gesellschaftlich-bürgerlichen – und damit als normal bzw. gesund gedacht wird; etwa, wenn es um geschlechtliche Varianz (Stryker, 2017), spezifische sexuelle Praktiken (Rubin, 1984) oder Beziehungsformen jenseits der klassischen Kleinfamilie (Repo, 2015) geht. Nicht nur in Analysand*innen oder Patient*innen, sondern auch in Psychoanalytiker*innen können solche Themen Scham und Ängste hervorrufen, da es auch sie notwendig mit Eigenem konfrontiert, ist doch wie jegliche, auch ihre Sozialisation letztlich ein gewaltvoller Prozess gewesen (Wuttig, 2016). Bions (2018 [1967]) Credo der »Negative Capability« scheint uns angesichts dessen ein guter Ansatz, um nicht allzu schnell in pathologisierende Abwehrfallen zu tappen. Die Betrachtung der eigenen Gegenübertragung unter der Hinzunahme einer expliziten Standpunktreflexion kann vielleicht darüberhinausgehend dazu beitragen, dass klinische wie kulturtheoretische Psychoanalyse gleichermaßen, seltener dem berechtigten Vorwurf ausgesetzt wird, schlicht deswegen in einen kulturpessimistischen Konservatismus zu verfallen, weil ihre Agent*innen zwar bestenfalls ihr Gewordensein durchgearbeitet haben, aber blind dafür sind, wo sie stehen.

Letztlich scheint uns, sowohl für Klinik und Forschung wie auch fürs Lehren und Lernen entscheidend, sich immer wieder zu besinnen auf »Mut und Angst als psychoanalytische Tugend« (Kühner, 2011, S. 124, Hervorh. d. A.).

Anmerkungen

- 1 Angesichts der erstmal noch ausstehenden Berechtigung sich Universität nennen zu dürfen, firmierte die IPU zu Beginn als International Psychoanalytic University.
- 2 Die im Nachtragsband der Gesammelten Werke veröffentlichte Rückübersetzung aus dem Englischen durch Anna Freud (Freud, 1919j 1918) gibt, wie Michel Schröter (2017) zeigt, zwar den »Inhalt von Freuds Ausführungen noch recht und schlecht« (S. 27f.) wider, »aber nicht der Duktus seiner Argumentation« (S. 28).
- 3 Gemeint ist die klinische Praxis.
- 4 Also jedenfalls im Winter 2025, in dem wir diesen Beitrag verfassen.
- 5 Im Grunde würden wir sie auch allen anderen Universitäten, Hoch- und sonstigen Schulen empfehlen.
- 6 Der Beitrag von Weydmann und Ploder liegt uns als akzeptierte Endfassung vor; Seitenzahlen standen zum Zeitpunkt der Einreichung unseres eigenen Beitrags noch nicht fest.
- 7 Die sich selbst dabei mit der Haltung des »Denkens in Differenz« (Hark & Villa, 2018, S. 121) befassen.

Literatur

- Approbationsordnung für Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten (PsychThApprO) vom 4. März 2020 (BGBl. I, S. 448). <https://www.gesetze-im-internet.de/psychthappro/BjNR044800020.html> (01.01.2016).
- Bion, W.R. (2001 [1961]). *Erfahrungen in Gruppen und andere Schriften* (3., um ein Vorw. erw. Aufl.). Klett-Cotta.
- Bion, W.R. (2018 [1967]). Negative Capability. In C. Mawson (Hrsg.), *Three Papers of W.R. Bion* (S. 19–28). Routledge.
- Bourdieu, P. & Wacquant, L.J.D. (2006 [1987]). Das Ziel der reflexiven Soziologie. In dies. (Hrsg.), *Reflexive Anthropologie* (S. 95–250). Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Brehm, A. (2018). Über Eigenständigkeit, Erfahrung und Erkenntnis: Alina Brehm im Gespräch mit Rolf Haubl. In A. Brehm & J. Kuhlmann (Hrsg.), *Reflexivität und Erkenntnis: Facetten kritisch-reflexiver Wissensproduktion* (S. 265–281). Psychosozial-Verlag.
- Breuer, F. (2003). Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 4(2), Art. 25. DOI: 10.17169/fqs-4.2.698
- BMJ [Bundesministerium der Justiz]. (2019). *Gesetz zur Reform der Psychotherapeutenausbildung* (BGBl. I, S. 1604). <https://dip.bundestag.de/vorgang/gesetz-zur-reform-der-psychotherapeutenausbildung/244634?f.deskriptor=Hochschulpr%C3%BCfung&rows=25&pos=10&ctx=a> (01.01.2026).
- Chakkarath, P. (2011). Psychologie und Kultur. *Zeitschrift für Kulturphilosophie*, 5(2), 69–85. DOI: 10.28937/1000106589
- Corbett, K. (1997). Speaking Queer: A Reply to Richard C. Friedman. *Gender and Psychoanalysis*, 4(2), 495–514.
- Devereux, G. (1984 [1967]). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Suhrkamp Taschenbuch Verlag
- Fenichel, O. (2001 [1936]). *Probleme der psychoanalytischen Technik*. Psychosozial-Verlag.
- Freud, S. (1901b). *Zur Psychopathologie des Alltagslebens (Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum)*. G. W. IV.
- Freud, S. (1905d). Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. G. W. V, 27, 33–145.
- Freud, S. (1910d). Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie. G. W. VIII, 104–115.
- Freud, S. (1912e). Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. G. W. VIII, 376–387.
- Freud, S. (1919j 1918). Kell-e az egyetemen a psychoanalyst tanitani? Soll die Psychoanalyse an Universitäten gelehrt werden? Rückübersetzt aus dem Englischen von Anna Freud. G. W. *Nachtragsband*, 699–703.
- Freud, S. (1926e). *Die Frage der Laienanalyse*. G. W. XIV, 207–286.
- Freud, S. (1927a). Nachwort zur »Frage der Laienanalyse«. G. W. XIV, 287–296.
- Freud, S. (1933a). *Neue Folge der Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse*. G. W. XV.
- Gast, L. (2018). Freud's Utopia revisited: The International Psychoanalytic University Berlin. *International Forum of Psychoanalysis*, 27(1), 35–39.
- Gottschalk, I. & Stamann, C. (2023). Der Umgang mit Emotionen in qualitativen Lehrforschungsprojekten. *Journal für Psychologie*, 31(2), S. 65–85. DOI: 10.30820/0942-2285-2023-2-65
- Groeben, N. (2006). Gibt es Wege aus der selbstverschuldeten Irrelevanz des qualitativen Offstreams? *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 7(4), Art. 34. DOI: 10.17169/fqs-7.4.181
- Harding, S. (1993) »Rethinking Standpoint Epistemology: What Is »Strong Objectivity«? In

- L. Alcoff & E. Potter (Hrsg.), *Feminist Epistemologies*. (S. 49–82). Oxford University Press. DOI: 10.1093/oso/9780198751458.003.0016
- Hark, S. (2009). Reflexivität (réflexivité). In G. Fröhlich & B. Rehbein (Hrsg.), *Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* (S. 203–205). Metzler. DOI: 10.25595/367
- Hark, S. & Villa, P.-I. (2018). *Unterscheiden und Herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart*. transcript.
- Heim, M. (2012, 12. Februar). Psychoanalyse: Freud hat noch eine Couch in Berlin. *taz – Die tageszeitung*. <https://taz.de/Psychoanalyse/!5100881/> (29.10.2025).
- Heimann, P. (2016 [1949/1950]). Zur Gegenübertragung. In dies. (Hrsg.), *Gegenübertragung und andere Schriften zur Psychoanalyse. Vorträge und Aufsätze aus den Jahren 1942–1980* (S. 111–117). Klett-Cotta.
- IPU [Internationale Psychoanalytische Universität] Berlin (2024). *Studien- und Prüfungsordnung für den Masterstudiengang Psychologie mit Schwerpunkt Klinische Psychologie und Psychotherapie (Master of Arts)* (Stand: 02.02.2024) [PDF]. https://www.ipu-berlin.de/fileadmin/downloads/ma-psychologie/ma-psychologie-kp_pt-spo-module-20240401.pdf (01.01.2026).
- Kühner, A. (2011). »Angst und Methode«. Überlegungen zur Relevanz von Devereux' These für das Selbstverständnis kritischer Sozialwissenschaft heute. In T. Hoyer, U. Beumer & M. Leuzinger-Bohleber (Hrsg.), *Jenseits des Individuums – Emotion und Organisation* (S. 111–128). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kühner [in der Publikation: Kuehner], A. (2016). Social Research As a Painful (but Rewarding) Self-Examination: Re-Reading Georges Devereux's Psychoanalytical Notion of Radical Subjectivity. *Qualitative Inquiry*, 22(9), 725–734.
- Kühner, A. (2018). Jenseits der Kontrollfiktion. Mut und Angst als Schlüsselemente erkenntnisproduktiver Reflexion in Forschungsprozessen. In A. Brehm & J. Kuhlmann (Hrsg.), *Reflexivität und Erkenntnis: Facetten kritisch-reflexiver Wissensproduktion*. (S. 99–118). Psychosozial-Verlag.
- Kühner [in der Publikation: Kuehner], A., Ploder, A. & Langer, P.C. (2016). Introduction to the Special Issue: European Contributions to Strong Reflexivity. *Qualitative Inquiry*, 22(9), 699–704.
- Lemma, A. (2018). Trans-itory identities: some psychoanalytic reflections on transgender identities, *The International Journal of Psychoanalysis*, 99(5), 1089–1106. DOI: 10.1080/00207578.2018.1489710
- Leuzinger-Bohleber, M. (2017). Psychoanalytische Bemerkungen zum Verhältnis von Psychoanalyse und Universität in Deutschland. In F. Lackinger & H. Rössler-Schüleln (Hrsg.), *Psychoanalyse und Universität: Zur Verbindung von akademischer Lehre und analytischer Praxis* (S. 65–102). Psychosozial-Verlag.
- Lorenzer, A. (1986). Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In H.-D. König & A. Lorenzer (Hrsg.), *Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur* (S. 11–98). Fischer.
- Mey, G. & Mruck, K. (2020). Qualitative Forschung in der Psychologie: Eine Kartierung. In dies. (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Springer. DOI: 10.1007/978-3-658-18234-2_1
- Ploder, A., Kühner, A. & Langer, P.C. (2024). Es ist professionell, Gefühle zu haben: Plädoyer für einen stark reflexiven Umgang mit Affekten und Emotionen in der qualitativen Forschungspraxis. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 48(2), 541–565. DOI: 10.2440/007-0019
- Prasko, J., Ociskova, M., Vanek, J., Burkauskas, J., Slepecky, M., Bite, I., Krone, I., Sollar, T. & Juskiene, A. (2022). Managing Transference and Countertransference in Cognitive Behavioral Supervision: Theoretical Framework and Clinical Application. *Psychology Research and Behavior Management*, 11(15), 2129–2155. DOI: 10.2147/PRBM.S369294

- Teising, M. (2017). Die Internationale Psychoanalytische Universität Berlin (IPU). In F. Lackinger & H. Rössler-Schüleln (Hrsg.), *Psychoanalyse und Universität: Zur Verbindung von akademischer Lehre und analytischer Praxis* (S. 161–180). Psychosozial-Verlag.
- Repo, J. (2015). *The Biopolitics of Gender*. Oxford University Press.
- Rubin, G.S. (1984). Thinking sex: Notes for a radical theory of the politics of sexuality. In C.S. Vance (Hrsg.), *Pleasure and danger: Exploring female sexuality* (S. 267–319). Routledge & Kegan Paul.
- Schröter, M. (2009). Freuds Memorandum »Soll die Psychoanalyse an der Universität gelehrt werden?«. *Merkur*, 63(722), 599–609.
- Schröter, M. (2017) Freuds Memorandum »Soll die Psychoanalyse an der Universität gelehrt werden?«: Bemerkungen zum Entstehungskontext und Abdruck des verschollenen Originals. In F. Lackinger & H. Rössler-Schüleln (Hrsg.), *Psychoanalyse und Universität: Zur Verbindung von akademischer Lehre und analytischer Praxis* (S. 13–30). Psychosozial-Verlag.
- Stryker, S. (2017). Transgender, queer theory, and psychoanalysis. In N. Giffney & E. Watson (Hrsg.), *Clinical encounters in sexuality: Psychoanalytic practice and queer theory* (S. 421–426). punctum books.
- Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft (ver.di). (2024, 11. November). *Stellungnahme der Vereinten Dienstleistungsgewerkschaft – ver.di zum Gesetzesentwurf der Bundesregierung. Entwurf eines Gesetzes zur Stärkung der Gesundheitsversorgung in der Kommune (Gesundheitsversorgungstärkungsgesetz – GVSg)*. Berlin. https://cms-s3.verdi.de/drupal/public/documents/241111_STN_GSVG_ver.di.pdf?VersionId=8824ef75-a5ec-4be8-908d-17827355063c (18.12.2025).
- Weydmann, N. & Ploder, A. (im Druck). Reflexivität in der Hochschullehre. Zur Relevanz von Situiertheit, Narration, Performanz und Gefühlserbschaften im Hörsaal. In C. Bading & P. Panenka (Hrsg.), *Universität – Macht – Wissen. Postkoloniale, feministische und partizipative Perspektiven im Kontext akademischer Lehre*. Springer Spektrum.
- Wittgenstein, L. (2019 [1918]). *Logisch-philosophische Abhandlung: Tractatus logico-philosophicus* (9. Aufl.). Suhrkamp.
- Wuttig, B. (2016). *Das traumatisierte Subjekt. Geschlecht – Körper – soziale Praxis*. transcript.

(Ref)Lectures

Strong Reflexivity in Psychoanalytic University Teaching

Abstract: In this article, we examine the possibilities and tasks of psychoanalytic university teaching leaning on the International Psychoanalytic University (IPU) Berlin as example. We argue that academic psychoanalysis should primarily convey a specific approach to research and knowledge. As a central paradigm, we propose *strong reflexivity*, a concept from qualitative social research that uses subjectivity and emotions as epistemic resources. Strong reflexivity goes beyond mere standpoint reflection: it makes one's own feelings, entanglements, and countertransference phenomena productive for the process of knowledge acquisition. For the academic learning of psychoanalysis this means: students become familiar with themselves as instruments of investigation in order to gain access to psychodynamic insights about their own feelings. Ultimately, we advocate establishing strong reflexivity not only as a research method and comprehensive approach in psychoanalytic university teaching, but also in clinical practice to avoid normative pitfalls.

Keywords: Strong reflexivity, academic psychoanalysis, countertransference, standpoint epistemology, qualitative research

Die Autor:innen

Philip Jammermann, B.Sc., ist gelernter Koch und studiert gerade *Ethnographie* am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität, sowie *Psychoanalytische Kulturwissenschaft und Kulturpsychologie* an der IPU Berlin. Er ist u. a. an Forschungsprojekten zu Abwehrphänomenen im Kontext der Klimakatastrophe sowie zur Bedeutung der Geschlechtlichkeit von Psychotherapeut*innen in der Therapie beteiligt. Seine Interessenschwerpunkte liegen in der psychoanalytischen Subjekt- und Kulturtheorie, der Kulturpsychologie sowie Methoden der qualitativen Gegenwartsbeforschung.

Kontakt

philip.jammermann@posteo.de

Charlotte Salomon, B. A. Soziologie, studiert an der IPU Berlin den B.Sc. *Psychologie*. Sie arbeitet am Lehrstuhl Allgemeine Psychologie der IPU Berlin und unterstützt das Team bei dem DFG geförderten Forschungsprojekt *Prodox*. Zudem arbeitet sie in der Bibliothek der IPU Berlin, ist Mitglied des Studierendenrats und widmet sich universitären Projekten wie der *Langen Nacht der Wissenschaften (Sexualitätsverständnisse und ihre Vermittlung, 2025)*. Sie interessiert sich für klinische Psychotherapie, neuropsychologische Prozesse, psychoanalytische Theorie und sozialpsychologische Forschung.

Kontakt

charlotte.r.salomon@gmail.com